

Not bedarf des besonderen Engagements der Gesellschaft

Armut hat verschiedene Gesichter. Die Allermeisten verbinden mit Armut Bilder aus fremden Ländern: Hungernde Kinder in Afrika, Mütter, die am Boden kauernd irgendetwas Essbares für die Familie zu kochen versuchen, EinwohnerInnen, die in Blechhütten der Slums am Rande der Stadt hausen, Roma Kinder, die in den Hinterhöfen Europas Müllhalden nach etwas Brauchbarem durchwühlen, Angehörige niedriger Kasten, die in Indien geschunden und entrechtet auf der Strasse vegetieren. Solch schreiendes Elend, solch offenkundige Not findet sich in der Schweiz nicht. Und so fragt sich manch einer: Gibt es in der Schweiz Armut?



Walter Schmid
Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (SKOS)

Wenn wir in der Schweiz von Armut reden, sprechen wir von einer relativen Armut, einer Armut, bei der es nicht um das nackte Überleben geht, sondern um den Vergleich mit dem Lebensstandard der durchschnittlichen Bevölkerung: Wir denken heute bei Armut an Kinder, die schlechte Bildungschancen haben und ihre Lebensträume nie verwirklichen können; an Mütter, die sich in einem schmerzlichen Masse einschränken und ihren Kindern das versagen müssen, was alle andern Kinder haben und dürfen; an Männer, die plötzlich aus der beruflichen Bahn geworfen werden, ihre Familie, Kollegen und Freunde verlieren und später unter Bedingungen leben müssen, die sie sich nie hätten vorstellen können; an alte Menschen, die in ihren vier Wänden vereinsamen und denen

als einziger Gesprächspartner das TV-Gerät bleibt. Diese relative Armut verändert sich mit der Zeit. War früher ein Fernseher ein exklusiver Luxusgegenstand, so gehört er heute auch nach dem Betreibungsrecht zu den Kompetenzstücken. War es früher üblich, dass zwei und drei Kinder ein Zimmer teilten, so mutet man dies ihnen heute kaum mehr zu.

Die SKOS, die ehemalige Konferenz der Armenpfleger – es waren damals ausschliesslich Männer – befasst sich seit ihrer Gründung 1905 mit Fragen der Armut. Welches ihre Ursachen seien, wie ihr am besten zu begegnen sei und wer die Hilfe zu finanzieren habe, dies waren von Anfang an die Schlüsselfragen. Ob Härte und Zwang angesagt sei oder doch Verständnis und Überzeugung, ob die Armut selbstverschuldet sei oder nicht und ob es darauf ankomme. Ob AusländerInnen die Sozialhilfe ausnähmen oder besonders auf die Hilfe angewiesen seien, ob Lug und Trug sich lohne und was gegen Missbräuche zu tun sei. Was unternommen werden kann, um Müssiggang zu verhindern. All diese Fragen überlagerten seit der Gründung der SKOS die Armutsdiskussionen. In einem aber scheint man sich seit jeher sicher gewesen zu sein: Armut kann bekämpft werden. Not ist nicht Gott gegeben, sondern bedarf des besonderen Engagements der Gesellschaft.

Liest man die Protokolle der SKOS, die meistens in der ZESO (einst «der Armenpfleger») erschienen, so staunt man, wie wenig sich die politischen Debatten verändert haben. Die Wortwahl ja, doch die Inhalte kaum. Die SKOS kann deshalb in der aktuellen Diskussion über die Armutsbekämpfung auf eine lange Tradition und vertraute Argumentationen zurückblicken. Dass sie sich vorbehaltlos dafür einsetzt, Armut zu beseitigen, versteht sich von selber. So hat sie denn auch tatkräftig mitgeholfen, die aktuelle Armutsdiskussion anzustossen. Eine parlamentarische Motion hat verlangt, dass der Bundesrat einen gesamtschweizerischen Bericht zur Armutsbekämpfung vorlegt.

Die Europäische Union erklärte das Jahr 2010 zum Jahr der Bekämpfung von Armut und sozialem Ausschluss. Sie verweist mit dieser doppelten Zielsetzung auf die beiden zentralen Dimensionen von Armut, um die es auch in der Schweiz geht. Es geht um den Mangel an materiellen Gütern und um die gesellschaftliche Ausgrenzung. Wer arm ist, dem fehlt es nicht nur an den Dingen, sondern auch an Anerkennung und Entfaltungsmöglichkeiten im Leben. Wer arm ist, bleibt in der Regel vom sozialen und öffentlichen Leben ausgeschlossen; dem fehlt es an Perspektiven. Die täglichen Anstrengun-

gen, sich das Lebensnotwendige zu beschaffen, sich mit Betreibungen, Ämtern und Kassen herumzuschlagen, auf all die Ansprüche des Lebens zu reagieren, denen man nicht genügen kann, dies bindet so viel Energien, dass zu nichts Anderem mehr Kraft bleibt. Der Gang zum Zahnarzt, für die meisten von uns eine Routinesache, wird für Armutsbetroffene zum Grossprojekt – bis die Einsicht in die Notwendigkeit der Behandlung da ist, die Offerten eingeholt, die Finanzierung durch die Ämter sichergestellt sind und die Ängste vor den Schmerzen und die Scham über das verwahrloste Gebiss überwunden sind.

Die sozialen Dimensionen der Armut lassen sich weniger leicht messen als der wirtschaftliche Mangel. Offizielle Armutsstatistiken orientieren sich deshalb vorab am vorhandenen Einkommen einer Person und vergleichen dieses mit der übrigen Bevölkerung. Die so erhobenen Armutsquoten spiegeln nur einen Teil der Armut. Sie blenden zum Beispiel ungenügende Bildungschancen

aus. Sie berücksichtigen nicht das Wohnumfeld oder den Gesundheitszustand, der bei Armutsbetroffenen deutlich schlechter ist als beim Rest der Bevölkerung. Die Intensität sozialer Beziehungen und Netzwerke vermögen Quoten nicht zu messen, obwohl sie ganz entscheidend sind für die empfundene Verlassenheit und ausschlaggebend dafür, ob sich eine Person selber aus einer Notlage befreien kann. Die Beschreibung von Armut fällt daher meistens monokausal aus und berücksichtigt ihre vielfältigen Ursachen und Aspekte zu wenig. Die Ursachen und die Auswirkungen von Armut sind komplex.

Walter Schmid, Präsident der SKOS, Rektor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.

E-Mail: walter.schmid@hslu.ch